

Die Radiopredigten

auf DRS 2 gehört – als Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Manfred Belok, römisch-katholisch

4. März 2007

An welchen Gott glauben wir?

Lukas 9,28b-36

Liebe Hörerin, lieber Hörer

Heute ist Krankensonntag. Er wird, immer am ersten Sonntag im März, landesweit begangen. Nicht nur von den christlichen Kirchen – auch Bundespräsidentin Calmy Rey wendet sich am Krankensonntag über die Medien an die Gesunden und an die Kranken. Dies macht deutlich: Die Kranken unter uns, sie gehören zu uns und wir zu ihnen – sei es der Kollege aus dem Büro, der seit einem schweren Autounfall an den Rollstuhl gefesselt ist, sei es die Nachbarin von nebenan, die aufgrund ihres Alters einfach zu schwach geworden ist und nicht mehr laufen kann, oder die körperlich und geistig behinderten und schwerstbehinderten Menschen – sie alle gehören zu uns und wir zu ihnen. Die Kranken, die Alten und die Behinderten unter uns – sie sind der Ernstfall unserer Menschlichkeit. Die Begegnung mit ihnen fordert uns heraus. So wie wir mit ihnen umgehen, zeigt sich unmissverständlich, was wir als menschenwürdig erachten. Im Umgang mit ihnen hat sich der Respekt vor ihrer Menschenwürde im Alltag zu bewähren. Jeder Mensch und alle Menschen sind Gottes Ebenbild. Dieser Grundsatz ist durch die jüdisch-christliche Tradition der Menschheitsgeschichte eingestiftet. Darin liegt die Würde des Menschen begründet, darum ist sie unantastbar. Weil der Mensch Gott gehört, ist er dem Zugriff des Menschen entzogen.

Aber, so frage ich mich: Wem verdanken wir diese Würde? Wer ist dieser Gott, der uns Würde verleiht? Auch Christinnen und Christen, seien sie gesund oder krank, fragen sich immer wieder: An welchen Gott glauben wir

eigentlich? Welchem Gott vertrauen wir uns an, in gesunden und in kranken Tagen, im Leben und im Sterben?

Eine erste Antwort bringt der Blick in unsere Kirchen. In vielen Pfarreien werden heute im Gottesdienst die Kranken gesegnet und ihnen das Sakrament der Krankensalbung gespendet. Sakramente sind Lebenszeichen, Zeichen der Nähe Gottes, gerade die Krankensalbung. Sie macht deutlich: Gott verlässt keinen Menschen, erst recht nicht, wenn er krank und geschwächt ist und eine besonders schwierige Zeit zu bestehen hat. Und die Gemeinde trägt ihre Kranken mit. Im Jakobusbrief heisst es: *„Ist einer von euch krank? Dann rufe er die Ältesten der Gemeinde zu sich; sie sollen Gebete über ihn sprechen und ihn im Namen des Herrn mit Öl salben“* (Jak 5,14).

Leider ist die Krankensalbung lange Zeit zur „Letzten Ölung“ und damit zum Sakrament der Todesweihe verkürzt worden. Heute wissen wir: Auch wenn es Notfälle immer geben wird, die Krankensalbung darf nicht als Sterbesakrament missverstanden werden. In der Krise der Krankheit soll und darf ich die heilende Nähe des Herrn erfahren, der mich durch seine Gabe, den Heiligen Geist, tröstet, mir beisteht und mich stärkt. Das Ja Gottes zum Menschen heisst auch: Er schenkt mir die Kraft, mich der Krankheit zu stellen, sie durchzustehen und daran zu denken, dass meine Zeit auf dieser Welt begrenzt ist.

Sinnlich erfahrbar wird dieses Sakrament besonders in den Gesten der Handauflegung und der Salbung. Wie gut es tut, wenn am Krankenbett jemand nach meiner Hand greift und sie für einige Momente hält oder auch nur zart berührt – diese Erfahrung ist hoffentlich jedem und jeder von uns vertraut. Es vermittelt Nähe. Haben Sie aber schon einmal erlebt, dass Ihnen jemand die Hände auflegt, und zwar auf den Kopf, und das schweigend, ohne ein einziges Wort? Worte sind oft missverständlich und können verletzen – gerade dann, wenn sie nicht auf mich und meine Krankheitssituation eingehen, sondern leichtfertig über mein persönliches Befinden hinweggehen. Wenn mir ein anderer Mensch seine Hände auf den Kopf legt, dann spüre ich die Wärme, die von seinen Händen ausgeht. Die Hände auf meinem Kopf gelegt vermitteln mir ein Gefühl von Schutz und Segen. In diesem menschlichen Zeichen der Nähe wird für mich die Nähe Gottes spürbar. Ich erfahre leibhaftig, dass ich auch in meiner Krankheit unter Gottes Schutz stehe. Dass Gott auch jetzt, und gerade jetzt, seine Hand schützend über mich hält. Eine ganz und gar nicht verkopfte Angelegenheit. Gefragt, „wer ist Gott für mich?“, antworte ich daher: „Einer, der für mich

ist“. Und was ich von Gott halte? Dass er mich hält! Mir Obdach ist für meine Seele.

Ähnlich ist es mit der Salbung. „Du Lebensbrunn, Licht, Lieb und Glut, der Seele Salbung, höchstes Gut“ heisst es im Pfingsthymnus (Kath. Gesangbuch der Schweiz, Lied-Nr.228, 2. Strophe). „Der Seele Salbung“? Wir salben die Haut. Aber es geht nicht nur um den Leib. „Der Seele Salbung ...“ – „Das ist Balsam für meine Seele“ sagen wir. Das geht in die Tiefe, eben unter die Haut: ein anerkennendes Wort, ein ermutigender Blick, eine einfühlsame Zuwendung – sie sind „Balsam für die Seele“. Und erst recht, wenn Gott sich uns zuwendet. Wenn ich weiss: Er ist bei mir, er begleitet mich, er steht mir bei durch seinen Beistand, den Heiligen Geist. Durch die Salbung – schon bei der Taufe, bei der Firmung und auch bei der Krankensalbung – kommt ans Licht, was allen Menschen von Gott geschenkt ist: eine unzerstörbare Würde. Die zeichnet uns aus, von Anfang bis Ende, vom ersten Atemzug bis zum letzten. Wir sind gesalbt in Christi Namen. Christus heisst zu Deutsch: Der Gesalbte! Christen sind die Gesalbten. Das ist unser Eigenname: Wir sind gesalbt. In diesem Zeichen schenkt mir Gott neue Kraft – schon in gesunden Tagen, erst recht aber in Zeiten von Krankheit, Alter und Behinderung.

Eine zweite Antwort auf die Frage, an welchen Gott wir eigentlich glauben und welchem Gott wir uns anvertrauen, in gesunden und in kranken Tagen, im Leben und im Sterben – eine zweite Antwort auf diese Frage provoziert der Blick auf das Evangelium des heutigen Sonntags. Da heisst es bei Lukas: *„Jesus nahm den Petrus, den Johannes und den Jakobus mit sich und stieg auf einen Berg, um zu beten. Und während er betete, veränderte sich das Aussehen seines Gesichtes, und sein Gewand wurde leuchtend weiss. Und plötzlich redeten zwei Männer mit ihm. Es waren Mose und Elia. Sie erschienen in strahlendem Licht und sprachen von seinem Weggang, der sich in Jerusalem vollenden sollte. Petrus und seine Begleiter waren eingeschlafen, wurden aber wach und sahen Jesus in strahlendem Licht und die zwei Männer, die bei ihm standen. Und als die beiden sich von ihm trennen wollten, sagte Petrus zu Jesus: Meister, es ist gut, dass wir hier sind. Wir wollen drei Hütten bauen, eine für dich, eine für Mose und eine für Elia. Er wusste aber nicht, was er sagte. Während er noch redete, kam eine Wolke und überschattete sie. Sie gerieten in die Wolke hinein, und es ergriff sie Furcht. Da kam eine Stimme aus der Wolke: Dies ist mein ausgewählter Sohn, auf ihn sollt ihr hören! Als die Stimme geendet hatte, war Jesus wieder allein. Die Jünger aber schwiegen über das, was sie gesehen hatten, und erzählten in jenen Tagen niemandem etwas davon.“* (Lk 9,28b-36)

Wie soll man das zusammenbringen, liebe Hörerinnen und Hörer, das Evangelium von der Verklärung Jesu – und den Krankensonntag heute? Die Situation der kranken und alten Menschen in den Spitälern, in den Altersheimen und in den Wohnungen – sei es in den eigenen vier Wänden, sei es bei ihren Familienangehörigen? Strahlende Gesichter oben auf dem Berg, obenauf – und das Weinen und Stöhnen, das Alleinsein und die Einsamkeit hier unten? Dort die Gipfelerfahrung auf dem Berg Tabor: „Gut, dass wir hier sind. Hier bleiben wir.“ – und, etwa im Spital: „Ach wenn ich doch endlich herauskäme, ich will nach Hause.“ Wie soll man das zusammenbringen?

Sicher, mancher unter uns wird sagen können: „Ich hab das Schlimmste überstanden. Bald kann ich wieder aufstehen. Bald werde ich aus dem Spital entlassen. Es geht mit mir bergauf.“ Ein Aufstieg! Gott sei Dank. Ich wünsche es jedem. Aber es sind eben auch andere unter uns, die müssen sich sagen: „Wenn ich ehrlich bin, es geht bergab mit mir. Die Kräfte lassen nach. Ich bleibe ans Bett gebunden, solange ich lebe. Ich werde kaum wieder auf die Beine kommen.“ – Abstieg!

Dann türmen sich Fragen auf, und niemand weiss eine Antwort: „Warum diese heillose Krankheit?“ „Warum gerade ich?“ „Warum gerade jetzt?“ – Berge von Problemen. Keine verklärten Augen; kein Gedanke daran, Hütten zu bauen und sich häuslich niederzulassen. Wie ist das zusammenbringen? Das Evangelium von der Verklärung oben auf dem Berg – und der Krankensonntag heute?

Ich denke an eine junge Frau. Mitte 30, auf der Höhe des Lebens. Doch sie ist völlig am Boden, niedergeschlagen, depressiv, ständig versucht, sich das Leben zu nehmen: „Sie können sich gar nicht vorstellen“, sagt sie, „wenn ich morgens wach werde, steht der Tag wie ein unbezwingbarer Berg vor mir!“ Was soll ich ihr sagen? Soll ich von Verklärung reden oben auf dem Berg? „Verklärt ist alles Leid der Welt...“, wie es in einem Kirchenlied (Kath. Gesangbuch der Schweiz, Lied-Nr. 455, 2. Strophe) heisst? – Damit sind Kirchenleute oft sehr schnell bei der Hand.

Eigenartig, wenn ich Verklärung höre, denke ich vor allem an strahlende Gesichter, an Hochstimmung und Freudenrufe. Das Evangelium aber sagt: Sie redeten vom Exodus Jesu, von seinem Exitus, von seinem Ende. Das ist das Thema oben auf dem Gipfel: Golgotha, der Berg, auf dem Jesus am Kreuz sterben wird. Die Verklärung ist nicht eine vorübergehende Hochstimmung; sie steht mitten im Leben Jesu, sie ist leibhaftig geerdet: durch das Kreuz. Indem Jesus bis zum Letzten gegangen ist, für uns aus sich he-

raus gegangen ist bis in den Tod durch das Kreuz, ist Gottes Herrlichkeit in ihm aufgestrahlt. Erst am Ende, in der Voll-Endung, wird endgültig Verklärung sein – für ihn, für uns und für alle. Der Gott, dessen Licht im Angesicht Jesu aufleuchtet (2 Kor 4,6), ist kein Allerweltsgott. Er geht mit in der Geschichte seines Volkes, in der Geschichte seines Sohnes, mitten durch Wüsten, des Verrats und des Todes – im Durchgang und im Mitgehen erst schafft er österliche Verklärung, Gelobtes Land rundum. So weit ist sie nicht weg vom Leid der Welt, von unserer Not und Gebrechlichkeit, von den Spitälern, den Altersheimen, den Wohnungen hier unten.

Die anwesenden Jünger auf dem Berg Tabor verstehen von alledem nichts. Sie sind zwar körperlich anwesend, aber sie schlafen, sie werden auch in Gethsemane schlafen. Und auf Golgatha ist keiner der drei, weder Petrus noch Johannes noch Jakobus. Typisch dafür ist die Reaktion des Petrus. Er möchte den Augenblick, diesen glanzvollen Zustand festhalten, am liebsten, wenn es damals schon möglich gewesen wäre, mit einer Digitalkamera. Er spürt: Was sich hier ereignet, ist nichts Alltägliches, sondern wirklich aussergewöhnlich. „Hier ist gut sein.“ In der Tat. So oben, so auf der Höhe! Das soll immer so bleiben. Nichts schöner als das. Gelobtes Land hier und jetzt und in alle Ewigkeit. Petrus will Ostern ohne das Kreuz, das Gelobte Land ohne den Marsch durch die Wüste. Wie verständlich diese Sehnsucht, drüber zu stehen und schon im erwünschten Ziel zu sein. Wie viel Widerstand auf dem Weg bergab, in die Niederungen des Kreuzweges, in die harte konfliktreiche Realität unten. Aber: Es gibt kein noch so schönes Leben, das nicht durch Leid und Tod durchkreuzt wird. Solche Momente blenden wir lieber aus. Die will niemand festhalten. Petrus will es nicht. Wer von uns wollte es?

„Allzeit tragen wir das Sterben Jesu am eigenen Leib mit uns herum, ... damit auch das Leben Jesu in Erscheinung trete an unserem sterblichen Fleisch“ (2 Kor 4, 11). Das hat kaum jemand so deutlich erfahren und ausgesprochen wie Paulus. Sterben und Leben, ein Leben, das aus dem Sterben kommt. – Sie denken vielleicht ans Jenseits: Später mal, dann wird das neue Leben beginnen. Paulus denkt anders. Er sagt nicht „später“, sondern „jetzt“. Im Namen Jesu spricht er von einer Wandlung, die sich bereits in unserem Leben ereignen kann. „An unserem sterblichen Fleisch“, sagt er, damit jeder merkt, worum es geht. „Allzeit tragen wir das Sterben Jesu an unserem Leib mit uns herum, ... damit auch das Leben Jesu in Erscheinung trete an unserem sterblichen Fleisch.“ Golgotha und Tabor 2007. Ort des Geschehens ist dieser unser sterblicher Leib. Eigentlich unglaublich! – Eben, das heisst glauben, dass wir mit Jesus zusammengehen, uns auf sein Leiden und Sterben einlas-

sen (am eigenen Leib). Dann wird auch das Leben Jesu, sein neues Leben in uns zum Durchbruch kommen. Nicht im Handumdrehen, nicht in einer vorübergehenden verklärten Hochstimmung. Das geht vielmehr durch Mark und Bein. Paulus macht sich und uns da gar nichts vor. Er spricht aus Erfahrung. So ist ihm das ergangen: Überall in bedrückender Lage („warum gerade ich?“), ratlos („ich weiss weder aus noch ein“), verfolgt („ich bin von Ängsten gejagt), am Boden („ich stehe wie vor einem unbezwingbaren Berg“). Keine Gipfelerfahrung – vielmehr der harte Boden der Wirklichkeit!

Ist das das letzte Wort? – Nein, es geht weiter hier: „Überall in bedrückender Lage – und doch nicht erdrückt; ratlos – und doch nicht am Ende; verfolgt – und doch nicht verlassen; am Boden – und doch nicht am Boden zerstört.“ „Und doch nicht...“ Heisst das: „Kopf hoch, alter Freund, es wird schon wieder ...“? – So nicht! Wie dann? Wird Gott es doch nicht zum Schlimmsten kommen lassen? Gibt es eine fromme Hintertür, dass wir dem Ärgsten entgehen? Jesus hat sich nicht durch die Hintertür davongemacht, er ist den Weg nach Golgotha zu Ende gegangen. Er ging nicht am Leid vorbei, sondern hindurch, bis zum bitteren Ende. „... und doch nicht am Ende ... und doch nicht am Boden zerstört.“

Das ist denen zugesagt, die mit ihm auf dem Weg nach Golgotha bleiben, die das Leid nicht verdrängen, sondern sich ihm stellen, in der Krankheit, die bedrückt, in den Gebrechlichkeiten des Alterns, in dem, was Gott uns in unserem Leben zumutet. Das neue Leben, das uns mit Jesus geschenkt ist, beginnt nicht jenseits der Grenzen unseres Daseins. Vielmehr, wenn wir diese unsere Grenzen wahrnehmen (statt uns an ihnen vorbeizumogeln), wenn wir die Gebrechlichkeit und Gebrochenheit unseres Daseins annehmen (statt sie zu verdrängen), dann kann das neue Leben jetzt schon durchbrechen. – Wir sind in der Fastenzeit, auf dem Weg zu Ostern. Die österliche Wandlung mitten im Alltag unserer Welt ist nicht schmerzfrei. Daran erinnert uns gerade der Krankensonntag heute.

Manfred Belok
Alte Schanfiggerstr. 7-9, 7000 Chur
manfred.belok@radiopredigt.ch

Auf DRS 2 und auf DRS Musigwälle um 9.30 Uhr (kath.) und um 9.45 Uhr (ref.)